Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 4

Artikel: Ein Mensch im Sturm
Autor: Gasser, Carl Emmerich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666197

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Carl Emmerich Gasser

EIN MENSCH IM STURM

Drohend wälzen sich bleifarbene, dickbäuchige Wolken über die Grate. Ein unwirklicher, ockergelber Horizont, ähnlich dem in Vulkangebieten, wirft sein müdes Licht durch die Felsenpforte des Schweizer Tores. In unregelmässigen Stössen faucht der Wind die Grate und Kämme entlang und treibt mächtige Schneefahnen vor sich her, die wie lose Halstücher um die Gipfelhäupter flattern. Der an- und abschwellende Aeolsgesang des Nordwests ist eine Sphärenmusik, die dem Ohr die Stille der Landschaft noch einprägsamer macht; es zu höchster Bereitschaft aufpeitscht, den leisesten irdischen Laut gierig aufzusaugen.

In dieser Spannung vernimmt das überwache Ohr immer deutlicher und deutlicher das Flüstern und Singen der gegenseitig sich reibenden Schneekristalle. Aber dieses Geräusch bedeutet keine Erlösung für das gepeinigte Gehör. Es ist wie das Gebetsmurmeln eines unabsehbaren Heeres heimatlos wandernder Seelen, frisst sich mit unerbittlicher Schärfe in das Gehirn, zersägt die Adern, dass das Blut hervorquillt und sich als rötlicher Schleier über die Augen legt. Das feine Wispern wird zum dissonanten Zwölftengesang, der schwillt und schwillt bis zum Fortissimo einer infernalischen Symphonie, zu der sich das Pochen des Blutes als schmetternder Paukenschlag gesellt. Es liegt etwas Krankhaftes in dieser Musik. Sie nimmt den ganzen Menschen in Besitz; sie schaltet sein Denken aus, bestimmt den Rhythmus seiner Bewegungen. Die dräuenden Wolken am Firmament, die schemenhafte Landschaft, der lockere, nachgiebige Schnee unter den Skiern, alles weicht zurück in eine unerreichbare Ferne, wird zur wesenlosen Kulisse, während der Mensch selbst im Mittelpunkt eines das All erfüllenden Kraftfeldes zu schweben glaubt. Ein schwereloser und doch kräfteverzehrender Zustand!

Unvermittelt reisst der heisere Schrei einer Jochdohle den magischen Kreis entzwei. Die rauschende Musik bricht ab. Seltsam! Das Herz schlägt ganz gleichmässig und nicht lauter als sonst. Das Ohr vernimmt wieder das Orgeln des Windes in den Gratscharten und das Auge verfolgt die flirrenden Kristalle, die — alle nach einer Richtung — in eine weisse Unendlichkeit huschen. Die Kontur- und Schattenlosigkeit schmerzt in den Augen. So muss es den Seelen im Purgatorio ergehen: sehen und doch nicht erkennen können!

Der Blick richtet sich nach dem Himmel, aber auch dort bietet sich dem suchenden Auge kein Halt mehr; die drängenden Wolkenleiber haben sich in eine weisslichgraue, end- und gestaltlose Schleierwand aufgelöst, die von Minute zu Minute die dunkelragenden, vom Sturm blankgefegten Gratköpfe auszulöschen droht, um damit dem Auge den letzten Ruhepunkt zu entziehen.

Der Nordwest stützt sich jetzt heulend von den Scharten herab in die Täler und jagt, als Vorboten seiner winterlichen Heeresmacht, scharfe Eisnadeln vor sich her, peitscht sie gegen das Gesicht, in dessen Haut sie sich unbarmherzig einfressen.

Dann hat sich der Wind unmerklich ein klein wenig gedreht. Aber das ist kein Wind mehr, das ist Sturm! Brüllend fährt er durch das enge Tal, eine atemraubende Welle von Schnee und Eis vor sich her hauchend. Dieser lebensfeindlichen Gewalt muss alles weichen, was sich über die weisse Fläche erhebt. Allein es ist nichts mehr da, was seiner Vernichtungswut noch ein Ziel böte, das er nicht schon früher zerstört hätte. Das ganze Tal ist ein weisser Totenschrein.

Und doch! In diesem Tal des unerbittlichen Sterbens bewegt sich ein Lebewesen: ein Mensch.

Gierig, mit dem Urlaut eines vorsintflutlichen Tieres rast der zu höchster Wut aufgestachelte Nordsturm gegen das erbärmliche Geschöpf, raubt ihm den Atem, zwingt es zu Boden, drückt es in den Schnee. Aber so kann er es nicht fassen; er muss ihm eine Pause gönnen, sich wieder zu erheben.

Mit dem Aufgebot allen Lebenswillens, Schritt vor Schritt, kämpft sich der Mensch durch die eisige Brandung: vor ihm — keine 200 m mehr — liegt das rettende Hüttlein!

Aber schon überfällt ihn wieder die geballte Wucht seines grossen Feindes, wirft ihn in den Schnee, überschüttet ihn mit einer Woge von Schneestaub, die ihn zu ersticken droht, in seine

Kleider dringt und ihn vor Kälte erstarren lässt. Doch der Mensch gibt sich nicht geschlagen. Wieder rafft er sich auf, ringt den entfesselten Gewalten Meter um Meter seines Weges ab. Zäh. Verbissen. Mit weissem Gesicht.

Ungleich ist der Kampf. Alle Macht ist bei der Natur — aber aller Wille beim Menschen. Und der Wille siegt.

Ohnmächtig muss der Sturm zuschauen, wie das winzige Lebewesen die Hütte erreicht — das Hüttlein, das — bis zum Dach im Schnee vergraben — gegen das Wüten sicherer Schutz bietet. Und während der Mensch in der Hütte, müde und mit dem Lächeln des Siegers im brennenden Antlitz, weitgeöffneten Auges in das prasselnde Feuer starrt, rast draussen, Stunde um Stunde, der Wintersturm über den Rhätikon.

Wintersturm über dem Rhätikon! Aechzend stemmen sich die schwarzgerauchten Balken der Hütte dem Toben der Elemente entgegen. Die brennenden Scheiter im Herd drohen, bald aus Luftmangel zu ersticken, das andere Mal, wenn sich der brüllende Orkan eine Atempause gönnen muss, durchs Kamin davonfliegen. Es ist warm und heimelig in der Stube und dennoch — die Geborgenheit in den engen vier Wänden birgt genug Schreckhaftes. Das Stöhnen der Balken, das Aechzen der Wände, das Krachen und Knistern der Schindeln auf dem Dach steigern sich in der Einsamkeit zu Seufzern und Schreien einer gemarterten Kreatur. Doch die folgende Stille ist noch lastender und schwerer zu ertragen. Sehnsüchtig wartet der Mensch auf das Wiederanheben der Klagelaute, die ihm die Versicherung geben, dass nicht alles Leben in dieser weissen Oede erstorben ist.

Draussen schneit es. Draussen ist ein orgiastisches Chaos von Sturm, Schnee und Kälte, dem nichts mehr standhält. Der Schnee wächst und wächst. Wie einriesiges Untier seinen Geifer, schleudert ihn der Sturmwird gegen die kleine Hütte, die in dem uferlosen weissen Strom untergehen droht. Und mit ihr der Mensch, den sie beherbergt. Es schneit ohne Unterlass. Nicht nur das winzige Hüttlein, nein, das ganze Tal, die Berge, die ganze Erde scheint in diesem Meer von Schnee ertrinken zu müssen. Sogar die Luft ist erfüllt von Schnee, von Schnee und — Sturm. Er ist das Element, das sich immer wieder als der grosse Herrscher erweist. Mitten durch sein Fauchen und Heulen wächst ein dunkles Grollen, das sich zum Donnergetöse steigert. Die Balken und Bohlen klagen, als würden sie auseinandergerissen. Ein Zittern läuft durch den Boden und lässt die wenigen Teller und Tassen im Schrank erklirren. Dann verebbt das Zittern, erstirbt das Donnergrollen: irgendwo im Tal ist eine Lawine niedergegangen.

Immer noch fällt der Schnee und heult der Sturm. Stunden und Stunden. Niemand weiss wie lange. Aber dann hatte sich der Sturm doch einmal müdegeheult und war ausgeblieben. Es fällt auch kein Schnee mehr, ja, der Himmel zeigt sogar ein blaues Loch.

Alles ist hell und weich und weiss und still. Grabesstill. Droben in den Bergflanken hängen lose Schneebretter, an den Gräten kleben trügerische Wächten. Ueberall lauert der weisse Tod. Aber wie weit sein Auge zu schauen vermag, gibt es nichts mehr, das ihm zu Frasse dienen könnte.

Oder doch?! Talaus läuft eine feine, blauschattende Spur: ein Mensch. Ein Mensch auf Skiern. Und über ihm, tausendfach und riesig, der weisse Tod!

Aber der weisse Tod rührt sich nicht.

Er hat ihn übersehen. Der Mensch war zu klein. Nur ein ganz winziges Pünktlein in dem grossen weissen Schweigen.

Hans Hagen

PIRANHAS

«Piranhas? Nein, die haben wir nicht mehr!» beantwortete Professor Carstens, der Leiter des grossen Aquariums zögernd meine Frage, als wir in der Süsswasserabteilung vor den riesigen Glaswänden standen, hinter denen die farbenprächtige Fischwelt tropischer Gewässer den entzückenden Beschauern ihr seltsames Leben vorführte.